

(Nachdruck verboten.)

121

Pelle der Eroberer.

Von M. Andersen Mezö. Uebersetzt von Mathilde Mann.

Vielleicht erwartete Ellen etwas nach der Richtung hin, als Genugtuung für all das Unglück, das sie erlitten hatte. Sie mußte sich gedulden! Pelle hatte sich selbst gelobt, sie und die Kinder glücklich zu machen, und er tröstete sich damit, daß er das am besten erreichte, wenn er seinem eigenen Kopf folgte.

Eigentlich glücklich war er nicht. Mit den Geldangelegenheiten ging es schlecht; trotz all seinem Grübeln sah die Zukunft gleich unsicher aus. Er hatte das Bedürfnis, der Mann, der Versorger zu sein, so daß Ellen bei ihm Sicherheit und Schutz suchen, sorglos und unbefümmert aus seiner Hand essen und sich widerstandslos hingeben konnte.

Er war nicht ihre Vorsehung, hier fehlte es, dachte er. Auf alle Fälle konnte man es Lasse Fredrik anmerken. Der Burtsche hatte Schneid, wenn er auch ein wenig nach der Straße schmeckte; er besaß Ausdauer, war hell und unerschrocken, mit einem wachen Sinn für alles, was nach Geldentaten schmeckte. Pelle erkannte sich selbst leibhaftig in ihm wieder und war immer stolz auf ihn; aber der Junge seinerseits betrachtete ihn nicht unbedingt als voll. Er war tüchtig und willig, aber nichts darüber hinaus und verhielt sich im Grunde prüfend, als wolle er erst sehen, wie sich dies oder jenes entwickelte, ehe er die Vaterschaft anerkannte.

Pelle litt unter diesem unsagbaren Mißtrauen, das ihn auf die gleiche Stufe mit dem „neuen Vater“ gewisser Kinder stellte, und er hatte ein sowohl peinliches wie auch lächerliches Gefühl, daß er auf Probe war. In alten Zeiten wäre das mit einer gehörigen Ohrfeige abgetan gewesen, aber jetzt mußten die Dinge so geordnet werden, daß sie hielten; er kaufte nicht mehr billig. Wenn er dem Jungen bei der Organisation der Milchjungen behilflich war, demütigte er sich und schmuggelte Büge aus dem großen Kampf ein, um zu zeigen, daß er auch zu etwas taugte. Er konnte es dem Ausdruck des Jungen ansehen, daß er nicht viel davon hielt und es sich vorbehielt, die Sache genauer zu untersuchen. Das verletzte seinen empfindlichen Sinn und drängte ihn in sich selbst zurück.

Aber eines Tages, als er über der Arbeit saß, kam Lasse Fredrik hereingestürzt: „Erzähl mir mal, wie Du es angestellt hast, die „Eingesperrten“ aus der Fabrik herauszuführen, Vater!“ rief er atemlos.

„Du glaubst ja doch nicht daran,“ erwiderte Pelle vorwurfsvoll.

„Ja, denn sie nannten Dich „den Blik“! rief der Junge voller Bewunderung. „Und sie mußten Dich ins Zuchthaus einlocken, um Dich los zu werden, der Milchkutscher hat mir das Ganze erzählt!“

Seit diesem Tage waren sie Freunde. Pelle war mit einem Schläge der Geld in dem Leben des Jungen geworden. Er hatte seinen Bart abgenommen, hatte sich das Gesicht geschwärtzt und war geradewegs in die Höhle der Gegner hineinspaziert, besser konnte es nicht sein. Er mußte sich förmlich wehren, um nicht zu einem richtigen Räuberhauptmann mit Schlapphut und hohen Stiefeln zu werden; Lasse Fredrik hatte eine üppige Phantasie.

Pelle hatte diesen Sieg nötig. Er mußte zuerst und vor allen Dingen die Seinen sicher im Rücken haben und dann seine Abrechnung mit der Vergangenheit gründlich abschließen. Aber das war nicht leicht, der kleine Svend Trost stolperte ja überall herum, half sich an den Möbeln entlang zu ihm hin, die ernsthaften Augen starr auf ihn gerichtet, und krabbelte das letzte Ende. Sobald der Kleine losgelassen wurde, richtete er sofort den Kurs auf Pelle; ganz von draußen, von der Küche her, kam er hereingefroren und ruhte nicht, bis er aufrecht an dem Bein des Vaters stand und zu ihm aufstarrte. „Sieh, wie er Dich schon lieb hat,“ sagte Ellen zärtlich und ließ den Kleinen vorsichtig auf dem Fußboden los, „nimm ihn doch zu Dir auf!“ Er gehorchte mechanisch, ein persönliches Verhältnis zu diesem Kind hatte er nicht, es war ja kein Kind, sondern die Anklage einer Erwachsenen, die da auf ihn zugekrabbelte kam. Und da stand Ellen und sah so zärtlich

aus, als sei es ihr eigenes Kind! Pelle begriff nicht, daß sie ihn nicht verachtete; er schämte sich jedes Mal, wenn er an seinen Kampf, sich mit diesem „Audsuckjungen“ zu verjöhnen, dachte. Es war nur ein Glück, daß er sich nachsichtig gezeigt hatte!

Es quälte ihn, daß er nicht ebenso natürlich gut gegen den Kleinen sein konnte wie sie. Und wenn sie Svend Trost am Sonnabend gebadet hatte und hinterher mit ihm auf dem Schoß dafuß und ihm reine Unterkleider anzog, konnte es vor Pelles Augen schwarz werden vor Selbstanklage. Gedankenlos hatte er die kleine Marie aus der Arche niedergetreten; und diese hier, die er verstoßen hatte, als sie seiner am allermeisten bedurfte, strich ihrerseits mit ihrer segnenden Hand über seine Schuld hin. Und als merke sie seine schwarzen Gedanken, kam sie zu ihm hin und legte ihm den warmen, nackten Kleinen in die Arme. „Ist er nicht lieb?“ sagte sie mit einem guten Lächeln. Ihr Herz war so groß, daß es ihn fast beängstigte; sie nahm sich ja dieses Kindes mehr an als ihrer eigenen.

„Ich bin ja seine Mutter!“ sagte sie selbstverständlich. „Sollte er vielleicht keine rechte Mutter haben?“

Maries Schicksal lastete wie ein Verhängnis auf seinem Gemüt, er mußte mit Ellen darüber reden, um zu versuchen, die Sache zu erklären. Aber sie sah nicht den verhängnisvollen Zusammenhang, sie nahm es als etwas hin, was so sein mußte.

„Du warst ja so gejagt und verfolgt,“ sagte sie ruhig, „und habtest niemand, an den Du Dich halten konntest. Da mußte es ja so gehen! Marie hat mir das Ganze erzählt. Dafür kann doch niemand etwas, daß sie nicht kräftig genug war, um zu gebären. Der Arzt sagte, es sei ein Fehler in ihrem Bau, sie war inwendig verwachsen.“ Ach, Ellen hatte keine Ahnung davon, für wieviel ein Mensch etwas kann, und sie selbst lud sich viel mehr auf, als sie nötig hatte!

Es lag doch etwas Wildernes in diesen nüchternen Aufklärungen, obwohl sie nichts über das Eigentliche sagten. Es ist auch auf die Dauer unerträglich, die Last von etwas zu tragen, was nicht wieder gut zu machen ist, und Pelle freute sich darüber, daß Ellen so natürlich und selbstverständlich bei Maries Schicksal verweilte; das zog es auch für ihn in das Gewöhnliche hinein. Marie hatte Zuflucht bei ihr gesucht, als sie ihren Zustand nicht länger verbergen konnte, und Ellen nahm sie zu sich und behielt sie bei sich, bis sie in die Entbindungsanstalt kam. Sie wußte selbst ganz genau, daß sie sterben mußte; es war, als könnte sie es an sich fühlen, und sie saß da und redete mit Ellen davon, während sie ihr bei der Arbeit half. Alles bereitete sie so vernünftig vor wie eine „alte Mutter“.

„Wie altflug sie war und doch kindlich dabei!“ konnte Ellen bewegt ausrufen.

Ja, Pelle mußte an sein Leben in der Arche denken, damals, als die kleine Marie Hausmütterchen für ihn und ihre beiden Brüder war, ein bekümmertes Hausmütterchen von elf Jahren! Verkrüppelt war sie und trug doch alle reichen Möglichkeiten in sich; sie erinnerte an die Armut selber. Angesteckt von seiner jungen Kraft war sie in die Höhe geschossen und hatte sich zu einer holden Jungfrau entwickelt, nach der sich die jungen Lebemänner umwandten, wenn sie über die Straße ging, um ihre Einkäufe zu machen. Er war besorgt um sie gewesen, allein und unbeschützt wie sie war, und dann war er selbst es gewesen, der die Arme und Wehrlose plünderte! Warum trug er sein Kreuz damals nicht allein, sondern nahm die Liebe eines Wesens an, das sich ihm hingab, aus Dankbarkeit dafür, daß er ihr des Lebens Freude geschenkt hatte? Warum mußte er in einem schweren Augenblick sein Gesicht zurücknehmen? Svend Trost hatte sie in ihrer naiven Herzensgüte den Jungen genannt, damit sich Pelle so recht über ihn freuen sollte. Aber es war ein teurer Trost, der mit dem Leben eines Menschen erkauft werden mußte! Für Pelle war das Kind im Grunde eine Anklage.

Da war viel, womit abgerechnet werden mußte, und eine Menge, was sich nicht in Ordnung bringen ließ. Pelle fand zuweilen, daß es eine hinreichende Last war, die Verantwortung auf sich selbst zu nehmen.

In dieser Zeit kam ihm Morten oft in den Sinn. Morten hat mich auf alle Fälle im Stich gelassen, dachte er, „er konnte

meinen Erfolg nicht ertragen!" Hier war wenigstens ein Punkt, wo Belle das Recht auf seiner Seite hatte! Morten mußte zu ihm kommen, wenn sie wieder etwas mit einander zu schaffen haben sollten. Belle trug ihm nichts nach, aber es war natürlich und gerecht, daß der, der obendrauf war, zuerst die Hand ausstreckte.

So glaubte er, sich auf alle Fälle vor dieser Frage Ruhe geschafft zu haben, aber sie kam wieder. Er hatte jetzt selbst die Verantwortung übernommen und wollte damit anfangen, daß er seinen einzigen Freund einer Etikettenfrage opferte! Er mußte zu ihm gehen und ihm eine verjöhnende Hand reichen!

Dies schien doch endlich einmal groß gedacht!

Aber Belle sollte nicht einmal in diesem Punkt das Recht haben, mit sich zufrieden zu sein. Er litt unter derselben peinlichen Unruhe wie in der Zelle, wenn er sich von seiner Arbeit wegstahl und heimlich las, er hatte ein Gefühl, als sei ja beständig ein Auge am Guckloch, das alles sah, was er vornahm. Er mußte sich noch einmal mit der Frage beschäftigen.

Der uneigennütige Morten mißgünstig? Ja, er hatte ja nicht eingestimmt in den Lusch bei Belles Siegen, sondern hatte es vorgezogen, sein böses Gewissen zu sein! Da kam wohl endlich der wahre Grund zum Vorschein? Er hatte sich an dem Lärm berauscht und mußte etwas finden, um Mortens stille, warnende Stimme damit zu übertönen, und dann lag die Beschuldigung klar auf der Hand: Mißgunst! Schließlich war er es wohl selber, der treulos gewesen war.

Eines Tages suchte er ihn auf. Mortens Wohnung zu erfragen, war nicht schwer, er hatte sich einen guten Namen als Schriftsteller errungen und wurde in den Zeitungen oft in Verbindung mit der Unterklasse genannt. Er wohnte draußen auf dem Süd-Boulevard, oben unterm Dach wie immer, mit der Aussicht über den Kalbsbudenstand und Amager.

"Nein, bist Du da!" sagte er und ergriff Belles Hände. Er blieb lange stehen und starrte in das strenge, gefurchte Gesicht, bis ihm Tränen in die Augen traten. "Belle, wie hast Du Dich doch verändert!" flüsterte er endlich halb entsetzt und führte ihn in die Stube.

"Freilich hab ich mich verändert," erwiderte Belle finster, "ich hab auf alle Fälle Grund dazu gehabt. Aber Du, wie ist es Dir ergangen? Bist Du verheiratet?"

"Nein, ich bin einsam, wie immer. Die, die ich haben will, macht sich noch immer nichts aus mir, und mit den andern kann ich nicht. Ich glaubte, Du hättest auch die Hand von mir genommen, aber nun bist Du also doch gekommen."

"Ich fand ja viel Erfolg, und dann wird man selbstgerecht."

"Um ja! Aber warum hast Du im Gefängnis meine Briefe zurückgeschickt. Das war fast zu hart."

Belle sah überrascht auf. Es kam dem Buchhausgefangenen wohl nicht in den Sinn, daß er jemand verletzen konnte, "da tust Du mir doch Unrecht," sagte er. "Mich selbst wollte ich ja damit strafen!"

"Dann bist Du krank gewesen, Belle!"

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

8)

Veine.

Von Franz Feld.

Die Menschenmenge zwischen den erhabenen Standorten der Bookmaker war bedeutend angeschwollen. Die Propheten brauchten fast gar nicht mehr auszurufen, man drängte sich ganz von selbst zu ihrer Klaaba hin. Alles suchte sich gegenseitig in den angespannten Mienen zu lesen. Jede noch so leise geflüsterte Unterhaltung wurde von einem halben Duzend gespikter Ohren begierig aufgelesen. Man hoffte so einen "Wink" zu erlauschen, der aus irgendeiner guten Quelle käme, von einem unterrichteten Jockey oder vom Kammerdiener eines Gestütsbesizers.

Unter einer noch so großen Zahl von konkurrierenden Pferden handelt es sich doch fast immer nur um 2 bis 3 voraussichtliche Sieger," erklärte Bargannois seinem aufmerksam horchenden Schüler. "Je eins derselben wird von den verschiedenen Sportjournalen als aussichtsvoll, als ihr „Favorit“ angegeben. Und meist trifft die eine oder andere dieser Voraussetzungen zu."

So wird z. B. die Entscheidung in diesem ersten Rennen wohl zwischen den Favoris des „Temps“ und des „Intransigeant“, Vega und L'Eperon, stattfinden."

Aber L'Eperon hat ja erst gestern in Vincennes zweimal gewonnen!" wandte Loret ein, der die Spalten des „Jockey“ durchstudierte. "Wird er da nicht heute müde sein?"

"Das tut nichts!" erwiderte Bargannois. "Nicht müde, sondern zuversichtlich macht ihn sein gestriger Sieg. So ein Tier hat auch seinen Ehrgeiz."

"Nach allem, was Sie mir sagten, ist das Spielen wohl ziemlich gefahrlos?" fragte Loret, der den Leichtsin, den zu begehen er sich bewußt war, vor sich selbst entschuldigen wollte.

"Das kann man wohl sagen," lautete die Antwort, "seltene „Trucs“ der Besitzer abgerechnet, die ihre Pferde manchmal durch untüchtige Jockeys oder mangelhafte Trainingung absichtlich zurückhalten, um bei Bookmakern mit Gewinn große Summen auf das Nichteintreffen der besagten Renner anhängig zu machen."

"Sie machen mir Mut; ich sehe 3 Franc auf Eperon!"

Der Bookmaker gab ihm eine pfeilschnell betrißelte Karte.

"Aber wie erfähr ich nun, ob mein Pferd gewonnen hat?"

"Sehen Sie dort oben in der Luft die große schwarze Fläche? Da finden Sie die Nummern der Pferde mit Kreide angeschrieben, und daneben den Jockey, der jedes Pferd reitet. Und dort das mit einem Geländer umgebene Aussichtstürmchen, zu dessen Höhe eine gußeiserne Wendeltreppe führt — sieht's nicht aus wie die Kommandobrücke eines Schiffskapitäns? Es ist das „Schilberhaus“ des Preisrichters, der festzustellen hat, welches Pferd zuerst am Anlaufspfad eingetroffen ist. Daneben sehen Sie einen Drahtrahmen, auf dem sich lateinische Ziffern befinden, groß und weit hin sichtbar, die Reihenfolge der laufenden Pferde. Bloß darauf brauchen Sie acht zu geben. Sofort nach Entscheidung erscheint auf dieser Anzeigetafel die arabische Ziffer 1, 2 usw. unter der lateinischen des Pferdes, das als erster, zweiter usw. angekommen ist."

Mignon und der Schweizer Fühli kamen hinzu, die Karte in der Hand, den Bleistift zwischen den Zähnen.

"Was haben Sie gemacht?" fragten sie Loret lauernd und argwöhnisch, hüteten sich aber, ihre eigenen Pferde zu nennen, aus Furcht, daß man ihren eventuellen Gewinn teilen könnte. Jeder Spieler wird durch die krankhafte Anspannung des Gewinntriebs mißtrauisch und mißgönnerisch. Uebrigens war da auch eine expansive, unverwundlich wohlwollende Natur, der jedem in die Ohren schrie, man müsse L'Eperon nehmen, er habe die sichersten Winte.

Ueber den lateinischen Ziffern der Anzeigetafel erschien ein roter Kreis; gleichzeitig wurde am Ablaufspfad eine rote Fahne gehißt, die Drifflamme dieses heiligen Krieges, denn Eperon war Franzose und Vega Engländer.

Diese Zeichen bedeuteten, daß die Pferde sogleich loslaufen würden. Die traubenbeerenförmige Punge einer elektrischen Schelle an der Richterbrücke geriet in nervöse Vibration.

Fahnenbewimpelte, masthohe Pfähle begleiteten die Bahn. Schutleute, deren einer unter jedem fünften Pfahl aufgestellt war, suchten die Bahn von Menschen zu säubern. Das gelang ihnen aber nicht gleich, es fand noch immer ein Fluten statt, von der Wiese zur Tribünenseite. Es waren dies große Spieler und Bookmaker, die selbst bei der Tribüne Posten gefaßt hatten, des „chic“ wegen, aber ihren kleinen Bevollmächtigten noch in letzter Minute Winte und Verhaltensmaßregeln gaben.

Die elektrische Glocke klingelte zum zweitenmal. Jetzt wurde die Bahn endlich frei. Das Geschrei der Bookmaker klang gedämpft.

Das dritte Schellenzeichen ertönte. Eine plötzliche Stille senkte sich auf die ganze Weite des lärmenden Feldes. Die Tribünen drüben sträubten sich von neugierig aufspringenden Silhouetten, wie ein Hagel beim Raben von Hunden. Nur waren die Pferde, die jetzt heransprengten, winzig klein im Vergleiche zu dem Riesenzig. Von der Wiese aus sah man die Herrenzylinder und noch mehr die Vögel der Damenhüte über den Sitzpolstern und selbst auf den Böden der Equipagen austauschen, die neben der Fährte in Frontstellung aufgereiht waren.

Die Massen auf der Wiese warfen sich, wie von einem Befehl gelehrt, gegen den Zaun der Bahn. Aber nur die vordersten sahen die Pferde losbrausen in einer einzigen glatten Querreihe. Der Starter am Ablaufspfad senkte seine rote Fahne zum Zeichen, daß der Ablauf ordnungsmäßig erfolgt sei. Die ganze Vision verlor sich pfeilschnell in einer Windung der Bahn.

Loret hatte absolut nichts gesehen, weil er von mittlerer Gestalt und nicht in die vorderste Reihe gelangt war. Er bemerkte nur die Erregung der kleinen schwarzen Rumpfe auf den Tribünen. Wie ihm erging es den allermeisten Besuchern der Wiese.

Sie sahen höchstens an einer Biegung der baßgeigenförmigen Bahn einige bunte Lappen, den Ausputz der Jockeys, vor der dunklen Mauer starren, unregsamem Waldes mit unglaublicher Schnelligkeit hinzuden. Dann verblieben sie wieder in blinder Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, wie ein Regiment, das hinter der Schlachtlinie aufgestellt ist und von der Entwicklung des Gemeßels nichts weiß, als daß aller Wahrscheinlichkeit nach der eine oder andere dabei totgeschossen werden wird.

Straßenjungen, im Dienst der Bookmaker, kletterten auf Pfähle und Bäume, zeigten ihnen durch verabredete Gesten den Fortschritt der einzelnen Renner an. Auch gab es gewisse Stellen des Terrains nahe dem Anlaufspfad, von wo man schnell zum Ring der Bookmaker zurücklaufen konnte. Dort waren ihre Spione aufgestellt.

Die meisten Bookmaker wußten jetzt schon ganz genau, daß Vega weit hinter L'Eperon zurückgeblieben war,

„Bega hat die Führung!“ schrien sie wie besessen. „Trotzdem — 6 für 11!“ Und heimstern wirklich von leichtgläubigen Hitzköpfen noch eine ganze Anzahl Fünffrankstücke ein.

Die Leute, die nichts zu sehen kriegten, machten unterdessen ihrem geprehten Herzen Luft, indem sie sich selbst Mut einsprachen durch überzeugungs- und phantasievolle Ausrufe, wie: „Bega ist's!“ „Mein, Eperon!“ „Entschieden Magloire!“ Einige waren nahe daran, über ihre Nebenmänner herzustürzen und ihnen gewaltsam den Mund zu stopfen, wenn diese gar zu laut den Namen des feindlichen Pferdes in einem unendlichen Rosenkranz abrasfelten: „Bega, Bega, Bega!“ (50 mal repetendo) und dabei fuchtelten sie wie Besessene mit Armen und Weinen.

Jungen rannten mit in der Luft flatternden Sohlen über das niedergetretene Gras der Wiese, um den Bookmakern Kunde einer Peripetie zu bringen. Sie schrien und gestikulierten schon von weitem.

Jetzt schoß ein einzelnes rot und gelbes Mützchen über den Köpfen des Menschenwalles weg. Es waren die Farben von Eperons Jockey. Ein Zwischenraum — dann folgten in langer Schleppe die anderen Mützchen. Tausendstimmiges Gebrüll — Weisfallklatschen und Flüchen begleitete Eperons Ansturm am Ziel.

An der Anzeigetafel erschien unter des Siegers Nummer die Rangziffer 1. Bega war nicht einmal placiert, sondern Magloire als erster Placierter und als zweiter Placierter ein Pferd, dem man gar nichts zugetraut hatte, Cassis.

Die Unseligen, welche ihre Dütten auf Magloire hatten bauen wollen, zerrißen ihre Karten und schmissen sie wütend in den Sand, während sie den Gaul, seinen Jockey, den Besitzer, wahrscheinlich auch noch aller dreie Erzeuger und Urahnen mit den gemeinsten Schimpfwörtern nur so überhäuften. Ein Provinziale, der, zum erstenmal anwesend, den Mechanismus der Anzeigetafel nicht verstand, fragte jeden von den eilig aufgeregten Vorbellaufenden, ob Magloire gewonnen hätte? Er hatte zwei Frank auf das Pferd gesetzt, darum schien ihm dessen Triumph naturnotwendig. Die meisten zuckten geringschätzig die Achseln und gaben ihm gar keine Antwort. Aber ein Ingrimiger, der ebenfalls verloren hatte, machte sich wenigstens den Spaß, diese naive Seele in ihrem schönen Glauben zu bestärken. Jener lief denn auch sofort freudestrahlend zu seinem Bookmaker — der ihn weidlich auslachte.

Die Bookmaker waren von dichten Menschenmäueln umdrängt. Man hielt sie gewissermaßen ernciert, wie aus Furcht, daß sie durchbrennen würden. Diese Besorgnis war im vorliegenden Falle unbegründet, denn ihre Voraussetzungen hatten sich im großen und ganzen verwirklicht. Auf Eperon hatten sie eine viel kleinere Cote gegeben, als auf die anderen, auch viel gefragten Pferde. Lorels Gewinn betrug 10 Frank — das waren 4 bis 5 Tageserträge seines Hausierhandels. Er betastete die harten, wirklich greifbaren Fünffrankstücke. Wofür? Was hatte er zu diesem Gewinn getan? Er fragte sich's vergeblich — das Geld kam ihm wie gestohlen vor.

Bergannois hatte ebenfalls gewonnen. Aber Mignon und Fühl kamen verstimmt und langsam zu dem Rendezvous, das man am „Champignon“, wie der Riesenpilz des Busset-Strohdaches hieß, verabredet hatte. Jedem brachte Bega über 10 Frank Verlust. Sie machten sich gegenseitige Vorwürfe.

„Hab' ich's Dir nicht vorher gesagt?“

„Was? Du hast ja gerade gefaselt, Du wärst unterrichtet!“

„Bitte, laß mich das nächste Mal in Frieden!“

Lorels Kapital betrug jetzt etwa 18 Frank. Beim zweiten Rennen, dem „Preis des Point du jour“ (Ophir, Framboisier und Chardon waren die Favoris) riskierte er deshalb 5 Frank auf Ophir als ersten und 3 Frank auf Framboisier placiert. Er hatte diesmal früh zugegriffen, wo die Coten, die wegen der Nachfrage beständig sinken, noch hoch waren. Deshalb erhielt er auf Ophir die Cote 3/4, auf Framboisier 2, beide recht günstig.

Dasselbe Schauspiel wiederholte sich ab wie beim ersten Rennen: Wüstes Geschrei und Getümmel — Glockenzeichen — plötzliche Stille — — Gebrüll bei der Ankunft am Pähl!!

Ophir hatte Framboisier um eine Nasenlänge geschlagen. Lorel gewann auf den Sieger 17 1/2 Frank, auf Framboisier 6 Frank.

Da sein Kapital nunmehr etwas über 40 Frank betrug, so sah Mignon, der jetzt alles bis auf 3 Frank verloren, den Moment gekommen, wo er seinen Schühling anpumpen dürfe, könne und müsse. Lorel in seiner Erfolgsfreude ließ ihm auch bereitwillig 5 Frank.

Beim dritten Rennen verlor Lorel über 10 Frank. Mignon hatte ebenfalls wieder verloren. Er werde ihm das Geliehene „morgen“ wiedergeben.

(Fortsetzung folgt.)

Schopenhauer-Literatur.

Die 50. Wiederkehr des Todestages des Philosophen Arthur Schopenhauer (1788—1860) hat, wie es in solchen Fällen nun einmal die Sitte ist, eine Reihe von Veröffentlichungen über ihn und seine Philosophie angeregt sowie zu (teilweise vollständigen) Neuausgaben seiner Schriften Anlaß gegeben. Es wurde auch die Gründung einer Schopenhauer-Gesellschaft angezeigt, und über kurz oder lang werden wir wohl mit einem „zurück auf Schopenhauer!“ beglückt werden. Die bürgerliche Gesellschaft sucht ja desto mehr zu „erneuern“, je weniger sie es zu etwas wirklich Neuem bringen kann. Und so wird wohl auch hier und da ein Literat seine „Welt-

anschauung“ aus Broden vom Tische der Schopenhauerschen Philosophie zurechtzuzimmern versuchen, aber zu einem wirklichen „Neuschopenhauerismus“ wird es aus vielerlei Gründen doch kaum kommen. Einer der Gründe — und nicht der letzte — ist der, daß der Schopenhauerschen Philosophie so gut wie gar kein Einfluß auf die proletarische Ideologie beschieden ist. Keiner der modernen Denker steht allen Problemen der Menschheitsbefreiung so weltentfernt entrückt wie der Philosoph der Lebensverneinung. Indes, je weniger Berührungspunkte zwischen dem Proletariat und der Philosophie des Pessimismus bestehen, je weniger der „Wille“ der Arbeiterklasse durch die Lehren des Philosophen erregt zu sein braucht, desto mehr Zeug soll nach dem eigensten Sinn der Schopenhauerschen Philosophie gerade sie zu der reinen, ungetriebten Erkenntnis seiner Philosophie besitzen. Und reiche Quellen der Erkenntnis werden die Werke des Philosophen trotz allem lange noch sein und bleiben.

Den Zugang zu diesen Quellen von allem nebensächlichen Gelehrtenzeug zu befreien und einen vollständigen Schopenhauer zu liefern, ist der Zweck der billigen (2 Bände 2 M.) Ausgabe von Alfred Kröners Verlag, Leipzig, die das Hauptwerk des Philosophen „Die Welt als Wille und Vorstellung“ umfaßt. Dieser Zweck ist leider nur unvollkommen erreicht worden. Der Herausgeber Dr. Heinrich Schmidt (Jena) hat zwar eine Auswahl fremdsprachlicher Zitate, die dem Verständnis des Ganzen nichts hinzufügen, gestrichen und andere verdeutscht. So verbienstvoll diese Arbeit gerade bei Schopenhauer, der in seinem Gelehrtenbüchel von allen Lesern die Kenntnis des Griechischen und des Lateinischen schlechterdings verlangte, auch sein mag, kann sie doch die Hauptsache, worauf es bei solchen Ausgaben ankommt, nicht erledigen: nämlich eine historisch-kritische Einleitung und einen sachlichen Kommentar. Wie das Werk jetzt vorliegt, wird es gewiß in manchen Partien, so insbesondere in den Betrachtungen über das Schöne und die Kunst, dank der klaren Klarheit der Darstellung, auch den Lesern ohne besondere philosophische Vorbildung zugänglich sein. Als Ganzes jedoch wird es durch die neue Ausgabe keinen wesentlich größeren Leserkreis gewinnen können, als es ohnehin schon besaß.

Auf einer viel höheren Stufe, was die Genießbarkeit des Dar- gebotenen betrifft, steht die Inel-Ausgabe von Schopenhauers Briefen, besorgt von Max Braun (Preis geb. 3 M.). Die Ausgabe, mit einer Einleitung, Anmerkungen und einem Register versehen, stellt eine geschickte Auswahl aus Schopenhauers Korrespondenz dar und bietet nicht nur wertvolle Einblicke in das innere Leben des Philosophen, sondern auch gehaltvolle Ergänzungen zu seiner Philosophie. Wer sich für die historische Stellung der Schopenhauerschen Philosophie interessiert, wird an dieser Ausgabe seiner Briefe nicht vorübergehen können. Sie beginnt mit einem Auszuge aus den Tagebüchern der Mutter, die sich auf die bevorstehende Geburt des ersten Sproßlings freut und endet mit Schopenhauers Testament, worin er zu seinem Univerfalerben „den in Berlin errichteten Fonds zur Unterstützung der in den Aufruhr- und Empörungskämpfen der Jahre 1848 und 1849 für Aufrechterhaltung und Herstellung der gesetzlichen Ordnung in Deutschland invalide gewordenen preussischen Soldaten, wie auch der Hinterbliebenen solcher, die in jenen Kämpfen gefallen sind,“ einsetzt.

Von den Werken über Schopenhauer, die für unsere Leser ein Interesse bieten können, ist ein Biographieverk von Dr. D. F. Damm in der Sammlung Neclan (Nr. 5388—90; Preis 60 Pf.) an erster Stelle zu nennen. Eine fleißige Arbeit, die mit größter Sorgfalt das einschlägige Material zusammenträgt, entbehrt das Werk jedoch aller historischen Gesichtspunkte und ist für die Auffassung des Pessimismus, als einen Niederschlag bestimmter sozialer Zusammenhänge, so gut wie wertlos. Auch der engere Zweck des Buches, die Persönlichkeit Schopenhauers unserem Verständnis näher zu bringen, leidet zu sehr an dem wenn auch unfreiwilligen apologetischen Zug, der das Ganze durchdringt. Es ist zum Beispiel sehr possierlich zu sehen, wie der Verfasser die reaktionäre Gefinnung Schopenhauers lediglich durch dessen von der Welt abgeisoltes Gelehrtenleben zu erklären sucht. Daß hier viel tiefere Zusammenhänge obwalten, getraut sich der Biographieschreiber gar nicht zu ahnen. Im übrigen ist das Werkchen brav, zuverlässig, sehr anziehend und flott geschrieben.

Das aus dem Französischen übersehte Werk von Ernest Seillière: Arthur Schopenhauer als romantischer Philosoph (Verlag von S. Varsdorf, Berlin; Preis 3 M.) wollen wir an dieser Stelle nur erwähnen. Es ist einem Problem gewidmet, das ein mehr spezielles Interesse hat, und trägt in seiner geistreichenden Art zu dem wahren Verständnis der Schopenhauerschen Philosophie, wie uns scheinen will, herzlich wenig bei. Auf eine sachliche Auseinandersetzung mit dem Verfasser müssen wir hier indes verzichten.

V. Th.

37. Tagung des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege.

Den zweiten Sitzungstag eröffnete Oberingenieur Dr. Rautner-Düsseldorf mit einem Vortrage über schallsichere Bauten.

Die Bauten der Neuzeit auch schallsicher zu gestalten, ist eine wichtige Aufgabe der öffentlichen Gesundheitspflege, denn die

Schallsicherheit ist eine berechtigte Forderung unseres nervösen Zeitalters. Es kann jedoch nicht Sache dieses Vortrages sein, etwa neue Grundsätze hierfür aufzustellen, das ist vielmehr Sache der Physiker, die die hochwertigen Baumaterialien in dieser Richtung hin zu prüfen haben werden. Die Physiker haben sich aber mit diesen Fragen noch verhältnismäßig wenig beschäftigt, sei es, weil hier die Beziehungen zur Physik nicht klar genug zutage lagen, sei es auch, weil die Untersuchungen nicht genügend exakte Ergebnisse liefern würden. In dem jetzigen Vortrag handelt es sich vornehmlich darum, auf die Möglichkeit hinzuweisen, die als richtig erkannten Grundsätze zur Schalldämpfung bei den modernen Hochbaukonstruktionen zur Anwendung zu bringen. Da den Aufgaben der Hygiene, zu welchen die Schalldämpfung gehört, nicht auf Kosten der Wirtschaftlichkeit, konstruktiven Sicherheit, Feuerfestigkeit und anderen Aufgaben der Hygiene entzogen werden soll, so kann das Bestreben nur dahin gehen, die allen diesen Anforderungen entsprechenden Konstruktionen auch gleichzeitig schallsicher zu gestalten. Nun begünstigen aber alle neuzeitlichen Baumaterialien, wie z. B. der Beton, die Schallübertragung, und zwar in umso größerem Maße, als für sie die sonstigen Bauanforderungen geeigneter werden. Will man also die Hellhörigkeit bekämpfen, dann muß man für die Verringerung der Schwingungen, der den Raum umschließenden Bauteile und für die Vermeidung von Schwingungsübertragungen sorgen, muß darauf achten, daß die an die den Raum abschließenden Körper, wie Wände oder Decken, gelangenden Schallwellen von diesen gebrochen werden und nun alle Resonanzwirkungen vermeiden; selbstverständlich ist auch die möglichste Verhinderung von Geräuschentstehung. Der erste Punkt ist nur zu erfüllen durch die Vergrößerung der Masse und Verringerung der Spannung der Bauteile, also auf Kosten der Wirtschaftlichkeit. Die Schwingungsverringernng wird wesentlich günstig beeinflusst von einer ausgiebigen Gebäudeversteifung. Nicht tragende Trennungswände müssen, um schalldämpfend zu sein, als Doppelwände mit Zwischenfüllungen aufgeführt werden.

Der zweite Punkt, die Vermeidung der Schwingungsübertragungen, wird durch Auflageisolierung erreicht. Ein Mittel zur Vermeidung der Schwingungsübertragungen besteht auch in der Isolierung des Estrichs von Umfassungswänden. Die Schalldämpfung durch Brechung der Schallwellen an der Grenze verschiedener Materialien, ist ein sehr wirksamer Behelf; am wirksamsten sind hier Auffüllungen, diese Wirkung wird unterstützt durch

Pappe- oder Filzlagen

über der tragenden Deckenplatte. Eine Beseitigung der Resonanzwirkung ist bei Hohldecken nötig und erfolgt durch untergehängte Unterdecken. Die Verringerung der Geräuschentstehung beim Gehen ist Aufgabe des Fußbodenbelages. In der Diskussion betonte Geh. Sanitätsrat Roth-Potsdam die Störungen in der Genesung in Kranken- und namentlich Herberheilanstalten durch die Schalldurchlässigkeit. Die preussischen Bestimmungen über die Errichtungen von Krankenhäusern berücksichtigen diesen Umstand gar nicht, obwohl das Gegenteil sehr erwünscht wäre und seitens der Ärzte und Bauachverständigen besondere Aufmerksamkeit erforderte.

Wann sprach Professor Dr. Bruno Gehmann-Berlin über die Mückenplage und ihre Bekämpfung.

Die Bestrebungen zur Bekämpfung der Mückenplage haben unter Führung des Hygienikers Flüge von Breslau ihren Ausgang genommen. Was ist denn so ein Mückenstich, sagen viele, warum so viel Aufhebens davon machen. Immerhin gewinnt die gegenteilige Anschauung immer mehr an Boden und es wird hoffentlich noch mehr jeht, wo die Gesellschaft für öffentliche Gesundheitspflege zeigt, daß es sich um eine ernste Aufgabe handelt. Und wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg! Tausenden von Großstädtern wird die dringende Erholung durch die Mückenplage verleidet oder verhindert sie gar, sie überhaupt zu suchen. Man bedenke nur die Lage der Kranken in Lungenheilstätten, denen Liegekurren verordnet sind, die sich dieser Stiche nicht erwehren können. Ja, es kommt bei Manövern vor, daß die Ärzte Soldaten wegen Mückenstichen dem Lazarett überweisen müssen. Ob nicht auch durch die gewöhnliche Mückenart Krankheiten auf den Menschen übertragen werden, steht noch nicht fest, ist aber im Hinblick auf die Verbreitung der Malaria durch Mücken (Sumpf- oder Wechselfieber) nicht von der Hand zu weisen. Die wirtschaftliche Bedeutung der Mückenfrage wird deutlich an einem Ausspruch des Vizekönigs von Indien auf der letzten Malaria-Konferenz, der darlegte, daß die Schädigung durch Mücken in Indien größer sei als die durch Pest und Cholera, 100 Millionen Menschen dadurch zugrunde gerichtet wurden. In den südlichen Donauländern bringen die Mücken oft Tiere zur Naserei und auch in Deutschland sind Ausflugs- und Badeorte durch sie in Verruf geraten und geradezu in ihrer Existenz gefährdet. Der Vortragende geht nun genau vom Standpunkt des Zoologen auf die Mücke und ihre Lebensbedingungen ein, denn alle Maßregeln gegen sie müssen sich auf möglichst gründliche Kenntnisse der Entwicklungsbedingungen der Mücken, auf die Ergebnisse einwandfreier Versuche stützen.

Die Bekämpfung selbst zerfällt in Maßregeln zur Verhütung neuer Mückenentwicklungen in den warmen Monaten, die „Sommerbekämpfung“ und in Maßregeln zur Vernichtung der überwinterten Mücken, „Winterbekämpfung“. Während der Sommerbekämpfung ist die Bildung von Brutplätzen zu verhindern, was durch die Regulierung größerer, stehender Gewässer oder durch künstliche Bedeckung oder Entfernung kleinerer Wasserbehälter zu geschehen hat. Ferner sind an vorhandenen Brutplätzen Larven und Puppen entweder durch chemische Zusätze (Petroleum, Sastrol) oder durch Begünstigung und Züchtung mückenfeindlicher Wassertiere und Pflanzen zu beseitigen. Vorhandene Mücken sind durch Fangapparate oder aber durch mückenfeindliche Landtiere oder Pflanzen abzuschaffen. Die Winterbekämpfung umfaßt die Vernichtung der in geschlossenen Räumen oder auch im Freien überwinterten Mücken durch Bespritzen mit Chemikalien, durch Ausräuchern oder Abbrennen. Die Durchführung dieser Maßregeln erfordert neben einer geeigneten Organisation Zeit und vor allem Geld. Die Kosten lassen sich schwer allgemein feststellen; zu berücksichtigen ist, daß die Hilfskräfte an etwa 200 Arbeitstagen zu beschäftigen sind. Die Kosten für Ausrüstungs- und Verbrauchsmaterialien sind verhältnismäßig gering. Die Kosten werden am besten aus öffentlichen Mitteln gedeckt; es ist nicht ratsam, von den Grundstücksbesitzern irgendwelche Beisteuer zwangsweise zu erheben.

In der Diskussion wurde von Dr. Mayer-München die Anwendung eines Schwefelbesinfektors empfohlen. Sehr geteilt waren die Ansichten über die Schädlichkeit des Petroleums für die Vogelmwelt. Wie Professor Reisser-Frankfurt a. M. mitteilt, besitzt Frankfurt zwei eigene Beamte, „Schwadenotäter“, wie sie im Volksmund heißen, was sich ausgezeichnet bewährt. Der Oberbürgermeister von Dessau, Dr. Ebeling, konnte mitteilen, daß sich das Sehen von Stüchlingen sehr bewährte. Medizinalrat Dr. Riedel erklärte, daß man in Lübeck die Schuljugend, zu ihrer großen Freude, mit Erfolg bei der Bekämpfung der Mückenplage herangezogen habe.

Kleines feuilleton.

Von giftigen Pilzen. Noch in keinem Sommer ist die Oeffentlichkeit derart durch das Auftreten von Pilzvergiftungen beunruhigt worden als dieses Jahr. Dabei sollte man meinen, daß durch illustrierte Merkblätter, Wanderausstellungen, Unterricht in den Landschulen genügend Aufklärung über die Gestalt giftiger und ungiftiger Pilze unter den Pilzsammelern verbreitet würde. Aber daß dem nicht so ist, zeigen die häufigen Verwechslungen zwischen dem beliebtesten Champignon und dem hochgiftigen Knollenblätterschwamm. Sie rühren vorzugsweise daher, daß diese Schwammart in ihrer Gestalt äußerst abwechslungsreich ist. Von ihr existieren mehrere Varietäten. Dazu kommt die Gewohnheit des Pilzes, sich gern zwischen harmlosen Arten anzusiedeln. Haus- und Bauernregeln besagen zwar, Pilze, die milchen, verärbte Bruchflächen zeigen, Ringe am Stiel und weißen Sporen tragen, ebenso die mit Löchern an der Unterseite des Hutes seien giftig. Aber diese Merkmale genügen keineswegs. Auch die Schwarzfärbung von Zwiebel beim Kochen mit giftigen Pilzen ist kein sicheres Unterscheidungsmitel. Ebenjowenig genügt es — darauf muß besonders aufmerksam gemacht werden —, Pilze durch Kochen in Salzwasser entgiften zu wollen, wengleich in all diesen Beobachtungen ein richtiger Kern steckt.

Das Gift des Knollenblätterschwammes ist wie jedes Alkaloid schon in geringsten Mengen von stärkster Wirkung. Wenige Milligramm genügen, um die stürmischsten Erscheinungen auszulösen. Schon nach kurzer Zeit stellen sich Schwindel und Krämpfe, Leibschmerzen und Erbrechen ein. Besonders leidet die Leber unter dem Gift, sie gerät nämlich in fettigen Zerfall. Die Behandlung kann sich nur auf die Beseitigung und Vinderung der Symptome richten. Obwohl das Alkaloid noch nicht bekannt ist, hat doch der französische Forscher Prof. Calmette versucht, analog seinen bekannten Versuchen mit Schlangengift, durch allmähliche Immunisierung von Tieren ein Heißerum gegen die Vergiftungen mit dem Knollenblätterschwamm zu gewinnen. Doch hat man von Erfolgen damit wenig bisher gehört. In der Pharmakologie kennt man noch andere Pilzalkaloide und benutzt sie bei bestimmten Gelegenheiten auch zu Heilzwecken. So das Agaricin, das vom Lärchenschwamm stammt. Von besonderer Wirksamkeit ist es bei der Bekämpfung von Schweißgen. Gewissermaßen das Gegenstück dazu bildet das Muscarin, das wirksame Bestandteil des Fliegenpilzes. Es berengert die Pupillen und steigert die Schweißsekretion. Da es die entgegengesetzten Wirkungen hat wie das Alkaloid der Tollkirsche, das Atropin, kann man es gegebenenfalls auch als Gegengift bei Tollkirschenvergiftung verabreichen. Acht Milligramm töten eine Mähe in zehn Minuten. Wertwürdigerweise, ohne daß man eigentlich weiß warum, wird es von den ostasiatischen Nomaden als Rauchmittel benutzt. Auch in der Leiche bildet sich bei der Zersetzung ein Muscarin.